

Beinahe ein Detektiv

Autor(en): Robert Dexter
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1987

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/90b02180-f380-4db3-b091-37ffc5106973>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Robert Dexter Beinahe ein Detektiv

. . . und in die Hosen, ein neuer Tag der ewigen Sechstagerennen hat begonnen. Gürtel zu . . . Was ist denn da los? Da stimmt etwas nicht, fehlt etwas. Richtig, verdammt, die Geldbörse, die müsste doch in dieser Tasche stecken. Ist sie in eine andere Tasche geraten? Nein, nichts! Wo ist sie nur hingekommen? Suchen, nicht so hastig, keine Aufregung, so etwas klärt sich nur auf mit der überlegenen Ruhe eines Detektives. Also nochmals mit Methode die Taschen, nichts! Ein methodisches Nichts, das gibt es doch gar nicht. Unsinn, all die Philosophie, meine Börse gibt es – und doch gibt es sie im Augenblick nicht. Nicht philosophieren, logisch denken, detektivisch denken.

Also weiter, unter dem Kopfkissen, nichts. Auf dem Nachttisch, nichts, Kommode nichts. Überhaupt, ich lege meine Börse nie auf das Nachttischchen und auch nicht unter das Kopfkissen. Seit ich einmal vor Jahren meine Brieftasche in einem Hotel unter dem Kopfkissen . . . Vergangenheit, beschäftigen wir uns mit der Gegenwart und der nicht gegenwärtigen Geldbörse. Also, seit Jahren lasse ich sie hartnäckig nachts in der Hosentasche. Aber dort ist sie nun einmal nicht, nicht auf dem Nachttisch, zum Teufel mit dem Kopfkissen, sie ist überhaupt nicht im Schlafzimmer. Fahnden wir weiter, nach dem berühmten Muster, zuerst die Küche . . ., nichts. Nun sollte ich eigentlich frühstücken, aber erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Wenn die Börse nicht geruht, wieder zum Vorschein zu kommen, wird das Frühstück ohnehin einige Zeit durch Fasten ersetzt werden müssen. Also weiter mit der Arbeit, Wohnzimmer – und immer mit Methode, wie die grossen Meister der Fahndung. Allerdings, die suchen Spuren, am Boden kniend, mit der Lupe in der

Hand und so weiter. Die haben es leicht, die grossen Fahnder. Was soll eine kleine unscheinbare Börse schon für Spuren hinterlassen? Kein Haar auf dem Teppich, kein roter Fleck, der Blut sein könnte. Meine Geldbörse ist ohnehin blutarm, ausgeblutet. Unsinn, all das mit den Spuren, eine Börse ist einfach da, oder sie ist nicht da – und nun ist sie eben nicht da.

Logisch vorgehen, vielleicht das Corpus delicti erst genau beschreiben: klein, ledern, dunkelbraun, schon ordentlich abgegriffen. Mein Frau findet schon lange, es sei an der Zeit, sie durch etwas Ansehnlicheres zu ersetzen. Frauen verstehen das nicht; eine Börse kaufen, greift die Börse an. Überhaupt bei den Frauen soll immer alles neu sein, das Neueste. Was noch dem Warenhaus, dem Schuhhändler, der Modistin gehört, ist bei ihnen stets das Begehrteste.

Sie verstehen es nicht, sie werden es nie verstehen, wie wir mit unserer alten Kopfbedeckung, früher einmal Hut, verwachsen sind, gerade weil die Farbe von heute nicht mehr seine ursprüngliche Farbe ist, weil in der Strassenbahn einmal jemand draufsass und . . . Ach, ich muss mich zusammenreissen, Konzentration! Nicht mein Hut, nicht dessen Farbe, Alter und Vergangenheit stehen zur Diskussion, ich fahnde nach meiner Börse. Also nochmals: dunkelbraun, ungefähr sechs Zentimeter lang, fünf hoch, Reissverschluss. Ja diese Reissverschlüsse, eine geniale Erfindung. Genial nicht, weil sie sehr störungsanfällig sind, sondern ganz unter uns, weil ich so . . . nun ja, dumm bin und einfach nicht verstehe, wie das funktioniert. Atomkernspaltung, das kann man zur Not noch erklären, zudem merkt nur der Fachmann, ob die Erklärung stimmt oder nicht. Bei einem Reissverschluss aber . . . da sind die Frauen schon klüger, die re-

parieren solche Dinger, beheben Störungen. Unsinn klüger, sie suchen einfach festzustellen, wo es nicht gehen will, spielen etwas daran herum, und dann geht es wieder. Von Verstehen keine Spur. Ich möchte hören, wie meine Frau mir das Funktionieren des Reissverschlusses erklärt, dass ich nicht lache!

Nein, nein, keine Zeit zum Lachen, Konzentration, meine Börse, detektivische Konzentration! Öffnen wir also den Reissverschluss, sofern er nicht gerade eine Störung hat, und nur im Geiste natürlich, geistige Störungen wird der doch wohl nicht haben.

Zum Inhalt des Objektes unserer Fahndung. Ausgezeichnet übrigens: «Die verschwundene Geldbörse». Wenn da Edgar Wallace nicht schon vorgegriffen hat, ein ganz brauchbarer Titel. Ach was Wallace, der kommt schon nicht meine Börse suchen. Konzentration!

Die geöffnete Börse, drei Fächer, Inhalt . . . ? Ja, was hatte ich nur in der . . . , einen Fünfzigfrankenschein?, nein, den habe ich gestern im Café gewechselt. Also hatte ich nur noch sehr wenig Kleingeld. Ah, die Denkmaschine beginnt logisch zu arbeiten, zu analysieren. Das mit der gewechselten Note, dass ich folglich kein Kleingeld mehr hatte, das ist doch gut, oder? Weiter, was erhielt ich als Herausgeld? Wohl zwei Zwanzigernoten, ein Fünf frankenstück und einzelne Franken . . . , waren es einzelne Franken? Oder zwei Zweifrankenstücke? Ist ja egal, einige Franken Kleingeld, zwei Zwanzigernoten, vielleicht auch vier Zehnernoten. Ach, es handelt sich nicht um einen Bankraub. Muss ich gar noch die Nummern der Noten rekonstruieren? Vierzig Franken in Noten, etwas Kleingeld, Details nicht mehr genau feststellbar. Ja, Bankkassiere, die notieren die Nummern der Noten und können sie dem Fahnder zur Verfügung stellen, wissen auch, ob zerknittert oder neu. Wann schreiben denn die das immer auf? Doch schweifen wir nicht weiter ab. Also Inhalt, etwas

weniger als fünfzig Franken. Aber ich habe doch nachher noch Zigaretten gekauft? Egal, immer noch knapp fünfzig Franken. Und im dritten, im Separatfach, die eisene Reserve, die Hunderternote, so für Notfälle, wie zerreißen-de Autoreifen, ausfallende Batterie, schlechte Sternkonstellation beim Kartenspiel, ja, war die noch dort? Ich habe doch am Ende des Monats für den Hauszins . . . Schon. Aber das ist ja am Ende des Monats jedesmal so – und ich habe sie bis jetzt auch immer wieder ersetzt, also wohl auch diesmal. Logisch, präzise, habe ich, habe ich nicht? Das ist noch wesentlich für die ganze weitere Erfahrung, ob hundertfünfzig Franken oder knapp fünfzig.

Nun ist mein Autobus weg. Nicht eine Beschreibung der Börse brauche ich, die Börse selbst, meine Geldbörse!

Die ganze Wohnung ist systematisch abgesucht, ohne Erfolg, nichts, nicht die geringste Spur. Kein erhabenes, wissendes Lächeln der Spürnase. Ohne Erfolg, so beginnt es ja in jedem richtigen Kriminalroman. Erst auf Seite hundert stellen sich die ersten verwendbaren Spuren ein. Doch in zwölf Minuten fährt mein nächster Autobus und Seite hundert, wann ist das? Heute nachmittag oder in einer Woche? Egal, die Spur von Seite hundert ist auf Seite hundertvierundachtzig ohnehin falsch.

Acht Minuten bis zum nächsten Autobus, noch nicht gefrühstückt, wo ist nur meine Frau? Unwichtig, die wird nicht gestohlen, kommt sicher wieder zum Vorschein. Ein Glück, dass sie nicht hier ist, meine Frau unwichtig . . . Aber sie könnte doch suchen helfen. Nein, Schande! Der Detektiv erledigt das schon selbst.

Weiter mit der Untersuchung. Ermitteln wir einmal, wann wurde das Corpus delicti zum letzten Mal gesehen? Gestern im Café? Ja! Aber dann, die Zigaretten? Habe ich nicht schon im Café zwei Franken in die Rocktasche gesteckt, damit

es am Kiosk rascher gehe? Man ist ja immer so in Eile, wenn man ins Café geht.

Konzentration, detektivische Konzentration. Wann habe ich die Börse zum letzten Mal in Händen gehabt? Denken wir nach! Nachdenken heisst nicht auf die Uhr schauen . . . Aber nun ist ja der Autobus schon wieder weg, der Tag fängt wirklich gut an. Was sind dagegen schon gefälschte Testamente, geraubte Perlencolliers oder Frauenleichen in der Seine. Frauen . . . Wo ist nur meine Frau? Ach Weg mit allen Nebengedanken . . . weg, weg, Konzentration! Wann habe ich die Börse . . .? Nicht schlecht übrigens, wenn meine Frau wüsste, SIE, ein Nebengedanke. Der Nebengedanke Frau ist zugegeben netter als der Hauptgedanke Börse – und taucht immer wieder auf.

«Hallo Paul! Was hast du nur? Hast du schlecht geschlafen? Ist auch nicht verwunderlich, wenn man bis zwei Uhr morgens Kriminalromane verschlingt. Zeig mal her, wie heisst der Schmöker? ‘Der falsche Hundertfrankenschein’, nicht schlecht, ausgerechnet der Hundertfrankenschein. Sag mal Lieber, hast du es schon bemerkt, dass ich mir vor acht Tagen deinen Notgroschen bei dir ausgeliehen habe? Du hast in deinem mit detektivischer Präzision arbeitenden Hirn dich sicher schon bis an den Täter herangearbeitet und mich seit einer Woche in Verdacht. Du siehst, der Täter ist geständig. Komm endlich frühstücken, du bist reichlich spät heute. Und hier deine Börse. Du schiefst noch so tief, als ich zum Milchhändler ging, und da ich kein Kleingeld hatte . . .»

(Aus dem unveröffentlichten Roman «Firmenschilder»)

Heinz Kreis Das Lächeln des fremden Mädchens

Das Schlimmste waren die Spiegel. Er hasste sie, wie er niemals zuvor gehasst hatte. Sie waren wie gierige Tiere für ihn, grausam und wild. Und hatten dennoch eine schreckliche Anziehungsmacht.

Er war müde nach diesen drei Tagen und Nächten seit der Entlassung aus dem Spital. Nicht mehr zornig und nicht mehr verbittert, nur müde, entsetzlich müde. Er verachtete die Menschen und er verachtete sich selber. Es standen tausend Spiegel an seinem Wege, und jeder zeigte ihm dieselben zerrissenen und verwüsteten Züge.

Er sah keinen Ausweg mehr. Er wusste, dass ihm überall diese quälende Mischung aus Neugierde, Abscheu und Mitleid in den Gesichtern der anderen begegnen würde. Überall, wo Menschen waren. Er konnte ja nicht eine Tafel am Hals tragen mit der Aufschrift: «Ich habe ein

kleines Mädchen aus einem brennenden Haus gerettet. Ich bin dabei verbrannt worden. Das Kind ist gestorben.» Er wusste, dass auch Marion mit dem Ekel vor seinem Gesicht kämpfte, so lieb und tapfer ihr Lächeln war. Vor drei Tagen hatten sie die weissen Verbände um seinen Kopf weggenommen. Und jetzt war er am Ende. Das Tram, das ihn aus der Stadt hinausführte, war gedrängt voll Menschen. Er stand auf der hinteren Plattform, von den anderen Menschen abgewendet, darauf bedacht, dass das Glas sein Gesicht nicht spiegelte. Er sah die Häuser niedriger werden und die Lichter spärlicher. Die Stadt begann zurückzubleiben. Durch die Tramtüren wehten der Moderduft des Waldes herein und der dumpfe Geruch des Flusses.

Er stand so starr, dass er es nicht spürte, als der Wagen mit jähem Ruck zum Stillstand kam. Vorne ein Aufschrei und dann das Geräusch